

Annette Vowinckel

Seit die olympischen Spiele zu einem zyklisch wiederkehrenden Fernsehereignis geworden sind, erfreuen sie sich einer enormen Nachfrage beim Publikum und stetiger Aufmerksamkeit seitens der Medien. Wie schon in der Antike dienen die Spiele der Unterhaltung und Zerstreuung, werden darüber hinaus aber auch für politische Zwecke in Anspruch genommen. In den Zeiten des Kalten Krieges galt dabei die Destabilisierung des gegnerischen Systems sowie die Stärkung der östlichen respektive der westlichen Wertegemeinschaft als vordergründiges Ziel. Tatsächlich nahm der Sport in der „medialen Schlachtordnung“ des Kalten Krieges einen besonderen Platz ein – vor allem in der innerdeutschen Systemkonkurrenz, die auf dem Gebiet des Sports besonders wirkungsmächtig wurde, als die DDR bei den Olympischen Sommerspielen in Mexiko 1968 erstmals mit einer eigenen Mannschaft teilnahm. Weitere Einschnitte markieren die Boykott-Spiele von Moskau 1980 und Los Angeles 1984, die als Höhepunkte eines „zweiten“ Kalten Krieges zwischen den beiden Supermächten und auch des innerdeutschen Systemkonflikts gelesen werden können.

Als Ausgangspunkt für mein Forschungsprojekt über die Olympischen Spiele dienen einschlägige Arbeiten zur Organisation und politischen Bedeutung des Leistungssports nach 1945, zum innerdeutschen Sportverkehr und zum Breitensport, aber auch Arbeiten zur Sportästhetik und –philosophie, zur Rolle der Medien im Allgemeinen und des Fernsehens im Besonderen sowie zur Geschichte der Olympischen Spiele. Ziel der Arbeit ist es jedoch nicht, den Systemkonflikt am Beispiel von Sportereignissen nachzuerzählen. Vielmehr soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die mediale und ästhetische Inszenierung der Spiele möglicherweise auch zu einer Annäherung der Blöcke geführt bzw. die transnationale Gestaltung von Sportgroßereignissen nach dem Fall der Mauer vorweggenommen hat.

Bei genauerem Hinsehen ist nämlich der Bedeutungszuwachs der Olympischen Spiele weniger an die politischen Bedingungen des Kalten Krieges gebunden als vielmehr an die Verbreitung des Fernsehens als Leitmedium: Gab es 1960 lediglich in jedem sechsten ostdeutschen und in jedem vierten westdeutschen Haushalt einen Fernsehapparat, so besaßen 1975 bereits 70 Prozent aller DDR-Bürger und mehr als 90 Prozent der Westbürger ein Fernsehgerät.

Es gilt deshalb vor allem, das Fernsehen als Leit- und Livemedium sowie die besondere Bildsprache von Sportübertragungen zu analysieren. Als Leitmotiv dient dabei die Frage, ob der Blick auf das Sportfernsehen geeignet ist, die Phasenbildungen der politisch-historischen Forschung zu stützen oder ob hier nicht andere Periodisierungen vorzunehmen sind, die mit der Geschichte des Kalten Krieges über Kreuz liegen. Während nämlich die politische Geschichte zunächst die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz von 1968 bis 1972, dann die Einbezie-

hung der Dritten Welt in den Systemkonflikt und schließlich den Beginn des „zweiten Kalten Kriegs“ zwischen den Supermächten ab Ende der siebziger Jahre besonders hervorgehoben hat, sind es im Bereich der medialen Vermittlung vor allem die Olympischen Sommerspiele von 1972 in München, die als „totale Medienspiele“ in die Geschichte eingingen und die mehr als eine Milliarde Menschen in 119 Ländern weltweit erreichten – wobei der Anschlag auf die israelische Mannschaft, der dem olympischen Gedanken der Völkerverständigung auf beiden Seiten der Mauer zuwider lief, die mediale Aufmerksamkeit noch massiv steigerte.

Zu fragen ist also weniger nach Funktionalisierungen des Sports durch die jeweiligen Regierungen als danach, warum gerade die transnational angelegten Sportereignisse mehr Zuschauer binden konnten als andere TV-Programme. Das Hauptaugenmerk des Forschungsprojekts liegt deshalb nicht auf den einschlägigen politischen Kommentaren, sondern auf den Symbolen und kulturellen Praktiken im Sport, auf der Bedeutung von Ritualen und Inszenierungen und auf der Ikonografie und Dramaturgie der Spiele selbst. Diese sollen exemplarisch am Beispiel jener Sportarten untersucht werden, bei denen die Berichterstattung sich besonders stark auf einzelne Persönlichkeiten konzentriert. Es scheint, dass dies bei den Olympischen Sommerspielen vor allem in der Leichtathletik, beim Schwimmen und beim Turnsport der Fall war und dass sich die Spiele in dieser Hinsicht deutlich von der ebenfalls im Vierjahresrhythmus ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft als zweitem Großereignis im Sport unterschieden. Zu fragen ist hier nach dem Spannungsverhältnis zwischen nationaler Identität und transnationaler Stilisierung, aber auch nach Unterschieden und Ähnlichkeiten zwischen der Sportprominenz und anderen Zelebritäten (wie Politikern, Popstars oder dem Hochadel) im öffentlichen Raum.

Dabei gilt es zu bedenken, dass gerade das Medium Fernsehen eine ganz eigentümliche Wirklichkeit produzierte: Diese Wirklichkeit gilt es auf politischer ebenso wie auf ästhetischer Ebene unter besonderer Berücksichtigung von Körperbildern und -konzepten und einer spezifischen Formensprache des Kalten Krieges und der Olympischen Spiele zu untersuchen.

Von Interesse ist dabei zunächst die Frage nach dem Spannungsverhältnis von nationalen und transnationalen Öffentlichkeiten. Man wird davon ausgehen können, dass deutliche Unterschiede vor allem im Hinblick auf die national jeweils spezifischen Kommentare zu verzeichnen sind; es ist aber auch davon auszugehen, dass sich gewisse Übereinstimmungen im Hinblick auf die medialen Gestaltungsformen der TV-Übertragungen ergeben werden, die mehr als nur technischer Natur sind. Während nämlich in den nationalen Kontexten nach wie vor die Fortschreibung nationaler Identitäten gepflegt wurde, entwickelte sich gleichzeitig ein übergreifendes Blockbewusstsein in Ost und West und – noch wichtiger – eine gewisse Routine im Umgang mit dem Sportfernsehen, die eher von Parallelen, Ähnlichkeiten und Annäherungen als von den jeweiligen politischen Antagonismen dominiert wurde. Mit anderen Worten: Die Gestaltung der Fernsehberichterstattung folgte ähnlichen Mustern, so dass sich die Sehgewohn-

heiten und Wahrnehmungsmodi auf beiden Seiten der Mauer sukzessive angeglichen.

Ein wichtiger Aspekt einer Mediengeschichte der olympischen Spiele ist deshalb die Akzeptanz des Westfernsehens in der DDR bzw. die Akzeptanz des Ostfernsehens im Westen während der Moskauer Spiele von 1980. Auch wenn es sich im letzteren Fall vordergründig um eine ironisch Verkehrung des üblicherweise in West-Ost-Richtung fließenden Medienstroms handelte, kann das Interesse am Ostfernsehen im Westen ebenso gut als Indiz für die Unwichtigkeit politischer Kommentare gelesen werden. Von besonderer Bedeutung ist deshalb nicht nur die Frage nach der medialen Perpetuierung, sondern auch die Frage nach der medialen Unterwanderung des Systemkonflikts bzw. die Frage, inwiefern die Sportberichterstattung zur Konstitution transnationaler und blockübergreifender Medienöffentlichkeiten und damit letztlich zum Fall der Mauer beigetragen hat.

Eine solche Deutung ist jedoch nur dann möglich, wenn man Sport nicht als Metapher für Krieg oder Ideologie oder als Spiegel einer vermeintlich wirklicheren Wirklichkeit betrachtet, sondern als ein eigenständiges Phänomen mit entsprechenden Rückwirkungen auf soziale und politische Entwicklungen. Ein solcher Ansatz scheint mir schon deshalb sinnvoll zu sein, weil andernfalls die Ergebnisse anderer, bereits erforschter Entwicklungen allenfalls noch am Beispiel des Sports überprüft werden könnten. Damit aber wäre die eigentliche Besonderheit des Forschungsgegenstands Sportfernsehen verschenkt.

Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass der Leistungssport gerade im Hinblick auf die Konkurrenz- und Konfrontationssituation zwischen der DDR und der Bundesrepublik seitens der SED-Führung explizit in den Dienst der Politik gestellt wurde. Es scheinen jedoch gerade der auratische Charakter, die schiere Körperlichkeit, die Abwesenheit sozialer Distinktion im Stadion und die mediale Präsenz zu sein, die sicherstellen, dass Sportereignisse seitens der Politik so überaus gern funktionalisiert werden.